

Fischig-fruchtig mit einem Hauch von Moschus

Der Otter ist wieder da: Naturschützer freuen sich über die Rückkehr des *Lutra lutra* an die Eder. Man erkennt ihn auch am Kot.

Von Claus-Peter Müller

EDERTAL. Putzig sehen sie schon aus, die Otter. Etwa, wenn sie auf den Hinterpfoten stehen, die mit ihren Schwimmhäuten zwischen den Zehen wie Taucherflossen aussehen. Ihre etwas zu kurz wirkenden Vorderläufe lassen sie leicht hängen wie einst die winkende Queen-Mum ihren Arm. Wenn sie sich recken wie ein Erdmännchen, spielen ihre langen Barthaare, die um die Stupsnase herum sprießen, im Wind. Wer die possierlichen Tiere so sieht, wird kaum verstehen, dass sie einst bejagt und ausgerottet wurden.

Es ging ihnen auf bestialische Weise an den Kragen, mit abgerichteten Hunden, Fangeisen und Revolverschüssen. Das berichtet Wolfgang Lübcke, ein Otterkenner. Er lebt im Ort Edertal etwa auf halbem Weg zwischen der Staumauer des Edersees und dem mittelalterlichen Fritzlar an jenem Fluss, der einst ein Otterparadies gewesen sein muss. 1952, im Alter von elf Jahren, gründete der an der Natur interessierte Junge eine Jugendgruppe, aus der der Naturschutzbund (Nabu) in der Region erwuchs. Lübcke studierte Biologie, war im Staatsdienst und ist heute als Pensionär im Alter von 73 Jahren der Vorsitzende der von ihm einst gegründeten Naturschutzgruppe im Kreis Waldeck-Frankenberg.

Lübcke ist kein Ideologe, wenn es um den Schutz der Natur geht. Er wehrt sich nicht gegen jeglichen Straßenbau, sondern er ist ein abwägender Wertkonservativer. Seine Forderungen aus den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mögen damals frevelhaft geklungen haben. Heute könnte sich manch bürgerliche Gruppierung glücklich schätzen, wenn sie die frühen Mahner damals schon eingebunden hätte.

Damals, als die Grünen von links kommend ihre ersten Gehversuche unternahm, schrieb Lübcke einen Aufsatz zur Frage „Wieder Otter an der Eder?“. Er stieg tief in die Geschichte hinab, zitierte eine Schultheißenabrechnung von 1481, in der unter „Ußgyfft“ (im Nordwesten Hessens wendet sich die Sprache ins Niederdeutsche) der Schultheiß „otter fenger“ auflistet, die „synt dry nacht in myn huß gewest“ und „han myn kost geßen“, was „brenget 12 albus“. In der Waldeckischen Wald-, Jagd- und Forstordnung von Fürst Carl aus dem Jahr 1741 heißt es: „Besonders aber haben die Jäger samt und sonders sich zu befleißigen / die denen Teichen sowohl als Fisch-Wässern sehr schädliche und beschwerliche Fisch-Ottern durch gute Otter-Hunde / Fallen und andere hinlängliche Mittel nach Möglichkeit auszurotten.“

Doch das alles wollte nicht so recht gelingen. Der Kampf zog sich immerhin bis ins 20. Jahrhundert hin. Die letzte Eintragung, die von der Otterjagd zeugt, findet sich in den Schussbüchern der Bergheimer Grafen von 1911, und um 1920 soll der Jäger Wilhelm Schäfer den letzten Otter an der Eder mit der Pistole erlegt haben. Dann hatte es sich ausgeottert, und auch mit dem Lachs, der den Dienstmädchen fortwährend als Arme-Leute-Essen vorgesetzt worden war, hatte es ein Ende.

Wenn aber die Tiere über all die Jahrhunderte schon bejagt worden waren, warum stellte sich dann erst im vorigen Jahrhundert der vermeintliche Erfolg ein? Lübcke verweist auf „die Strukturen“ des Flusses. Die Jagd auf das einzelne Tier konnte die Population zwar dezimieren, aber nicht ausrotten. Erst als sich der Mensch die Schöpfung auf vernichtende Weise untertan machte, starben die Tiere aus. Schmutz, der den Ottern im Wasser die Sicht nahm, ja Gifte in den Flüssen, die Flussbegradigungen, das Abschnüren von Altarmen der Eder, die Beseitigung von Steilufeln und das Zurückschneiden von Bäumen, die natürlicherweise alternd ins Flussbett sanken und allerlei Tieren dort mit ihrem Geäst Schutz boten: All diese Veränderungen löschten am Ende die Lebensbedingungen aus, unter denen der Otter als Art überleben konnte. Darum warb Lübcke schon früh dafür, die Lebensräume des



Wieder in Hessen daheim: Der Fischotter galt seit mehr als 50 Jahren hierzulande als ausgestorben.

Foto Wolfgang Lübcke

Otters zu sichern. Das ist unterdessen geschehen. Schon von 1970 an, schrieb Lübcke damals, habe sich die Wasserqualität der Eder „im Gegensatz zu anderen hessischen Flüssen verbessert“. Längst sind alle Flüsse viel sauberer geworden und die Eder ist Hessens sauberster. Auch wird die Eder auf den zwölf Flusskilometern zwischen Affoldern und Fritzlar wieder renaturiert. Altarme werden wieder geöffnet, und Inseln entstehen im Flusslauf.

Die Angler unterstützen den Rückbau, denn auch die Fische finden in einem natürlichen Flusslauf bessere Lebensbedingungen und Schutz vor Jägern aus der Luft. Denn es waren freilich nicht nur die Otter, die den Fisch verspeisten. Sie fraßen auch Flusskrebse, Wasservögel, Kleinsäuger und Insekten. Schnappten sie sich einen Fisch, dann häufig einen kleineren, den ein Angler ohnehin verworfen hätte. Sie fraßen auch kranke Tiere. Ähnlich wie der Reiher gehöre der Otter zur natürlichen „Sanitätspolizei“ der Flüsse, sagt Lübcke. „Zum Beispiel werden alte Salmoniden – Forellen und Äschen, die nach dem Laichen sterben, von einem Pilz befallen. Der Otter, der ein solches Tier erbeutet, bewahrt eventuell Hunderte von Jungfischen vor der Verpilzung“, schrieb er schon vor Jahrzehnten.

Immer wieder kamen Gerüchte auf, der Otter sei an der Eder wieder heimisch. Lübcke hat die Forschung begleitet und freut sich über die inzwischen als sicher geltende Rückkehr des *Lutra lutra*, wie der Otter mit seinem wissenschaftlichen Namen heißt. „Nach Biber, Luchs und Sumpfschildkröte hat Hessen einen weiteren Rückkehrer in seinem Arteninventar“, teilt Hessens Umweltministerin Priska Hinz (Die Grünen) mit.

Die hessische Naturschutzverwaltung hatte 2013 in mehreren Landesteilen eine gezielte Suche nach dem Fischotter in Auftrag gegeben, nachdem es immer wieder Hinweise auf herumstreifende Einzeltiere gegeben hatte. Dadurch gelang der Nachweis des Wassermarders an der Eder, im Vogelsbergkreis und im Spessart.

Den Ottersuchern kam der Luchs zu Hilfe. Im Vogelsbergkreis wird die Großkatze mit Fotofallen gesucht. Auf einem der Bilder war aber statt der Katze ein „fischotterähnliches“ Tier zu sehen, heißt es im Umweltministerium. Das „etwas verwischte Fotofallenbild“ sei in der „deutschen Fischotterszene“ herumgereicht worden, bis sich alle einig waren: „Hier ist mit Sicherheit ein Fischotter zu sehen.“

Die Hessen wollten es nun genauer wissen und beauftragten deshalb einen Bayern, als Fischotterfachmann intensiver nach Hinweisen zu forschen. Tatsächlich konnte das Tier an mehreren Bachläufen des Vogelsberges zweifelsfrei nachgewiesen werden. Gleichzeitig wur-

de auch das Regierungspräsidium in Darmstadt fündig. Im Auftrag der oberen Naturschutzbehörde untersuchte ein Fischotterspezialist aus Österreich einige Gewässer im Spessart und die Eder im Landkreis Waldeck-Frankenberg. Auch hier gelangen eindeutige Nachweise.

Das Umweltministerium will nun landesweit die Verbreitung des Fischotters untersuchen. Außerdem fordert das Ministerium die zuständigen Behörden im Land auf, den Fischotter schon jetzt auch in ihren Planungen zu berücksichtigen. „Für den hochgradig gefährdeten Wassermarder, der in den Anhängen II und IV der Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie der Europäischen Union geführt wird und besonders an verkehrsreichen Straßen leicht unter die Räder kommt, können damit bereits vorauslaufend Schutzmaßnahmen ergriffen und beispielsweise Brückenbauwerke entschärft werden“, heißt es im Ministerium.

„Der mit Fischschuppen und Grätenresten durchsetzte Fischotterkot hat einen unverwechselbaren Geruch.“

Hessisches Umweltministerium

Um den wenigen Tieren auf die Spur zu kommen, bittet das Servicezentrum für Forsteinrichtung und Naturschutz (Fena) die Bevölkerung um ihre Mithilfe. Der Wassermarder lebe „sehr versteckt“. Zudem bestehe Verwechslungsgefahr mit anderen Wasserräubern wie dem Mink, der ursprünglich aus Nordamerika stamme und auch in Hessen auf dem Vormarsch sei. Ein gutes Erkennungsmerkmal sei der Kot des Otters, stellt das Ministerium heraus. Die Fachleute sprechen von der Losung: „Zum Glück gelingt der Nachweis des Fischotters auch noch nach Wochen oder gar Monaten, denn der Fischotter hinterlässt ganz charakteristische Spuren! Er markiert zum Beispiel unter Brückenbauwerken mit Kot und Drüsensekret, das er bevorzugt an markanten Punkten an Land absetzt. Der mit Fischschuppen und Grätenresten durchsetzte Fischotterkot hat einen unverwechselbaren Geruch, den Experten als ‚fischig-fruchtig mit einem Hauch von Moschus‘ beschreiben.“

Doch nicht nur olfaktorisch geschulte Schöpfer und Genießer edler Düfte sind gefragt, sondern auch optisch orientierte Spurensucher. Denn, so heißt es im Ministerium, „interessanterweise unterqueren Fischotter Brückenbauwerke gern trockenen Fußes auf den sogenannten Banketten. Das sind befestigte Bereiche

rechts und links des Gewässerlaufes. Hier hinterlässt der Otter in feuchten, weichen Bodenbereichen auch seine typischen Fußabdrücke.“ Fehle ein solcher „Randstreifen“, werde dies dem Fischotter häufig zum Verhängnis: Er überquere dann, im Bestreben trockenen Fußes das Bauwerk zu passieren, häufig die Straße, was ihn leicht zum Verkehrsoffer werden lasse. Das, räumt das Ministerium ein, sei „leider auch eine Form des Nachweises“. Zudem einer, der eine präzise Ortsangabe erleichtert.

In jedem Falle freut sich die „Säugetier-Expertin“ Susanne Jokisch bei Hessen-Forst Fena unter der Telefonnummer 06 41 / 49 91 31 5 und der E-Mail-Adresse susanne.jokisch@forst.hessen.de über alle Hinweise auf mögliche weitere Fischottervorkommen in Hessen. Informationen zum Erkennen von Fischotterspurten und ein Meldeformular für Hinweise auf das Tier finden sich ferner auf der Homepage von Hessen-Forst www.hessen-forst.de.

Auch der Naturfreund Lübcke im Edertal freut sich, dass seine Mühen Erfolge zeitigen. Er warnt zwar vor der weiteren Gefährdung von Arten, aber er predigt nicht allein den Untergang. In einem Vortrag mit faszinierenden Fotos von der Landschaft und den Tieren zeigt er auf, wie sich die Fauna schon regeneriert hat. Nach mehr als hundert Jahren sei der Storch ins Edertal zurückgekehrt, denn er fresse nicht nur Frösche, sondern auch Mäuse, Insekten wie etwa Heuschrecken und in unerwartet großer Zahl Regenwürmer. Die Landwirte mähten heute die Wiesen drei bis viermal im Jahr statt wie früher nur zweimal. Der hungrige Storch erkenne die frisch gemähten Flächen aus seiner Vogelperspektive und werde dort fündig.

Das Blaukehlchen sei zurück. Auch Wanderfalke, Graugans, Kanadagans, Nilgans, Mandarinente und Trauerschwan hätten sich eingefunden. Ein anderes Foto zeigt den Gänseäger, dessen Schnabel mit einer Sägeleiste ausgestattet ist, damit er den gejagten Fisch besser im Griff hat. Im Vortragsrepertoire hat Lübcke auch die Zwergspitzmaus und den Marderhund, der aus Ostasien den Weg bis nach Hessen fand und hier genauso wenig hingehört wie der hübsch ausschauende, aber durchaus Häuser zerstörende Waschbär; Schellente und Rohrweihe nicht zu vergessen, ebenso wie Steinkauz und Zwergschnäpper. Letzterer ist ein „Zeiger“ für naturnahe Wälder. Lübcke bringt seine Rückkehr mit dem Wandel des Nationalparks Kellerwald zu einem ursprünglichen Lebensraum in Zusammenhang. Der Steinkauz hingegen gilt als Profiteur des Klimawandels, mit dem sich wegen der steigenden Durchschnittstemperatur das Insektenvorkommen verändere. Die Veränderungen in der Natur sind also ebenso vielfältig wie komplex.